
Nachruf

Egon Matzner gestorben

Der politische Aktivist Egon Matzner („Man muss sich Sisyphos als Optimisten vorstellen“)

In seinem Wiener Büro hatte Egon Matzner (1938-2003) lange Zeit Pieter Breughels „Fall des Ikarus“ hängen. Es zeigt, erst auf den zweiten oder dritten Blick erkennbar, den ins Meer stürzenden Ikarus, während im Vordergrund ein Bauer seinen Acker pflügt, offenbar völlig unberührt und unbeeindruckt vom Drama, das sich in seiner unmittelbaren Nähe abspielt. Dieses Bild war für Egon, glaube ich, eine Mahnung, eine Metapher für eine Wissenschaft, die über der zunehmenden Beschäftigung mit sich selbst jeden Bezug zur realen Welt verliert. Er wandte sich leidenschaftlich gegen eine wissenschaftsimmanente Definition von Forschungsfragen und forderte beharrlich sozialwissenschaftliche Beiträge zur Erklärung und besseren Bewältigung von sozialen und ökonomischen Problemlagen. In der Tat könnte Marx' Diktum, wonach die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert haben, es aber darauf ankomme, sie zu verändern, als Leitmotiv von Egons Lebenswerk gesehen werden.

Dieses Wissenschaftsverständnis wurde sicherlich auch geprägt durch seine Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftler und öffentlichen Intellektuellen Gunnar Myrdal in den frühen 1960er-Jahren in Stockholm. Zurück in Österreich entwickelte sich Egon zu einem zentralen wirtschaftspolitischen Vordenker und programmatischen Erneuerer der SPÖ in der Ära Bruno Kreisky. Als ein überzeugter Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Politik initiierte und koordinierte er in den neunziger Jahren die Agenda-Gruppe,

die vor den sozial- und wirtschaftspolitischen Konsequenzen der „Schocktherapie“ warnte und ein Plädoyer für einen graduellen Transformationspfad entwickelte. Als ich den englischen Umschlagtext für unsere gemeinsame Publikation redigierte, las ich den Begriff „human“ zum ersten mal in einem wirtschaftswissenschaftlichen Text. Ja, es ging Egon nicht um die Sache, es ging ihm um die Menschen. Er war nicht vom Ehrgeiz um eine wissenschaftliche Falsifikation der Schocktherapie getrieben, vielmehr suchte er die aktive Einmischung in Diskussionprozesse in den Transformationsländern, um absehbares menschliches Leid zu mildern. In seinem Engagement kümmerte er sich nicht um die Standardkriterien wissenschaftlicher Erfolgsmetrik, wie etwa Publikationen in referierten Journalen. Erfolg bemaß sich für ihn vielmehr an der Nachhaltigkeit der Impulse, die von seinen Pressekonferenzen, Zeitungsartikeln und unzähligen persönlichen Gesprächen ausgingen. Er suchte den Dialog, nicht die Belehrung.

Von den sozial- und wirtschaftspolitischen Problemen der Transformation wandte er sich in den letzten Jahren vermehrt den geopolitischen Konsequenzen der Implosion des Sowjet-Imperiums zu. In der sich buchstäblich schlagartig herausbildenden „monopolaren Weltordnung“ sah er nicht nur den Wegfall eines fortschrittsfördernden Systemwettbewerbs. Mit Verve schrieb Egon gegen die widerstandslose Akzeptanz der Dreifaltigkeit des „Washington-Konsenses“ (monetäre Stabilsierung, Deregulierung und Privatisierung), der die sozialdemokratische, europäische Vorstellung der „res publica“ auszuhöheln begann. Enttäuscht, vielleicht auch ent-

setzt über den von Blair und Schröder eingeschlagenen Dritten Weg schien ihm die gegenwärtige Sozialdemokratie keinen Gegenentwurf zum neoliberalen Wertekanon mehr bieten zu können und, schlimmer, bieten zu wollen. Wenn gleich er von der Wirkungsmacht eines radikalisierten Marktliberalismus überzeugt war, so bedeutete dies für ihn keineswegs das Ende des Politischen oder gar der Geschichte. Er lehnte jede Art von politischer Sachzwanghaftigkeit und jede Resignation vor vermeintlicher Alternativlosigkeit ab. Mit seinen Plädoyers für eine Politik, die Zukünfte und Optionen einer multipolaren Weltordnung offen hält, praktizierte Egon das, was ihm an Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ so einsichtig erschien: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, dann muss es auch Möglichkeitssinn geben“.

Auch wenn der Begriff der Utopie nach 1989 geradezu geächtet schien, Egon betrachtete sie als politisch unverzichtbar. Diese Überzeugung spiegelte freilich mehr als einen fundamentalen Optimismus wider, ging es ihm doch um „theoretisch begründete und historisch geläuterte Utopien“. In der theoretischen Fundierung von Handlungsoptionen sah er auch die zivilisatorische Kraft von Aufklärung und Wissenschaft, denn, wie er es wiederholt mit einem Bildtitel Francesco Goyas formulierte, „wenn die Vernunft schläft, werden Ungeheuer geboren.“ Er studierte die Gefahr der Entzivilisierung (als einer der Wenigen) am Beispiel des Kriegs in Jugoslawien, zunehmend auch am Beispiel der US-Außenpolitik, mit wissenschaftlichem Scharfsinn, aber auch mit seiner Art Karl Krausschen Humors, der immer mehr war als bloße rhetorische Masche: „Schon Thomas Bernhard wusste, dass man die Welt nur verbessern kann, wenn man zuvor die Menschheit ausrottet“, schrieb er in einer persönlichen Reaktion auf eine Rede des amerikanischen Präsidenten im Februar 2002.

Der Forscher Egon Matzner („Die kaleidoskopische Weltsicht“)

Ein zentraler institutioneller Anker seiner wissenschaftlichen Arbeit war das Institut für Finanzwissenschaft an der Technischen Universität Wien, dem er auch während seiner Tätigkeit als Direktor am Wissenschaftszentrum Berlin, als Leiter der Forschungsstelle für Sozioökonomie an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, als Fellow am Max-Weber Kolleg in Erfurt und als Fellow des Institute for European Studies

in Vancouver eng verbunden blieb, inhaltlich wie persönlich. Geradezu programmatisch bezeichnete sich Egon selbst als Sozioökonom. Er grenzte sich damit bewusst gegen die theoretische Sterilität und empirische Gehaltlosigkeit des neoklassischen Mainstreams ebenso ab wie gegen das mechanistische Weltverständnis des Marxismus-Leninismus. Diese Abgrenzung verhärtete sich freilich nie zu dogmatischer Unbeweglichkeit. Im Gegenteil, sein Interesse am besseren Verständnis und an der Bewältigung realer Probleme machten ihn zu einem überzeugten Verfechter methodologischer und paradigmatischer Vielfalt. Sowohl in seinen Arbeiten zur Reform des Wohlfahrtsstaates, den Bedingungen für Vollbeschäftigung wie auch zu wirtschaftspolitischen Alternativkonzepten zum Washington-Konsens wandte er sich gegen das unreflektierte Primat positivistischer Analysis, die randscharfe Begriffe voraussetzt und gab bewusst auch dialektischen und konstruktivistischen Ansätzen Raum. Inspiriert von Shackle hielt er der Produktion falscher Eindeutigkeiten seine „kaleidoskopische Sichtweise“ entgegen, in der die innere Logik einer sozialen Situation erst durch die Betrachtung aus unterschiedlichen Blickwinkeln verstehbar wird.

Als Forschungsleiter sah er seine Funktion, ähnlich Hollingworths Konzept von „nurturing leadership“, zu allererst darin, einen institutionellen Kontext zu inszenieren, der problemorientierten Austausch befördert und enge sub-disziplinäre Spezialismen überwindet. Er wandte sich damit entschieden gegen die Obsession mit programmatischer Kohärenz und Konsistenz, die für ihn keine Werte an sich darstellten sofern sie keinen heuristischen Gewinn versprachen. Der unverdrossene und blinde Ehrgeiz, Programme aus „Säulen“ und „Dächern“ zu zimmern, war für ihn eher Reminiszenz an die (antike) Architektur denn Erfolg versprechende Grundlage einer reflexiven Wissenschaftspraxis jenseits der disziplinären Rigiditäten deutschsprachiger Universitäten. Der Vorrang der Kohärenz war in seinen Augen vielfach nur um den Preis der Eliminierung der Komplexität realer Probleme zu haben, während es in der Wissenschaft doch um eine Reduzierung von Komplexität geht. Damit stellte er sich gegen ein Wissenschaftsmodell, das in der gegenwärtigen Evaluierungspraxis kanonisiert wird. Unausweichlich brachte ihm seine Orientierung mitunter auch harsche Kritik ein, die in der Ausrichtung

auf reale Probleme nichts als eine Kontaminierung der „reinen Lehre“ erkennen konnte und die sich durch die enge Fixierung auf formale Konsistenz den Blick auf das Innovationsgenerierende seines Ansatzes selbst verstellte. Einige der Kritikpunkte hätten zweifellos Ansatz für konstruktive erkenntnistheoretische Debatten bieten können, wenn sie denn substanziell über gelegentlich hohle „anything goes“-Polemik hinaus gegangen wäre.

Der Lehrer Egon Matzner („Der Hase-Enten-Kopf“)

Auch als Lehrer praktizierte Egon seine kaleidoskopische Weltsicht. Gleich zu Beginn seiner Lehrveranstaltungen verunsicherte er uns Studenten mit Wittgensteins „Hase-Enten-Kopf“-Parabel, in gewisser Weise Egons erkenntnistheoretisches Initiationsritual. Mit diesem klassischen Exempel illustrierte er die nicht-triviale Einsicht, dass „Tatsachen“ grundsätzlich mehrdeutig sind - und dass es auch für einen angehenden Ingenieur nicht nur spannend, sondern auch lohnend ist, sich auf Wittgenstein einzulassen, genau so wie auf Foucault, Elias oder Popper. Entgegen unserer diffusen Erwartungen an die Ökonomie, wurden auch Ungleichgewichte und Inkonsistenzen nicht vorschnell als Pathologien oder modelltheoretische Unfälle entsorgt, sondern auch als eine Voraussetzung für Evolution ernst genommen. Begriffen wie „Optimalität“ nahm Egon ihre politische Unschuld, da er sie nie als eine rein technische Kategorie, sondern vor dem Hintergrund konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse und Interessenlagen dachte. Unserem gelegentlichen, durch die ingenieurwissenschaftliche Sozialisation genährten Bedürfnis nach formaler Präzision hielt er, mit Verweis auf die formale Geschlossenheit der Neoklassik, entgegen, dass es im Zweifelsfall immer noch besser sei, „etwas ungefähr richtig als präzise falsch zu wissen“.

Ihn interessierte keine Minute, Epigonen und „Taschenträger“ heran zu ziehen, als vielmehr Neugier, Skepsis, Offenheit zu wecken. Es ging ihm, glaube ich, stets mehr um die relevanten Fragen als um die formal-korrekten Antworten. Traditionelles Überzeugungsrepertoire wie kategoriales Getöse oder der erhabene Gestus der akademischen Großkardinäle waren ihm absolut fremd. Seine Mittel waren analytische Gleichnisse, systematische Skepsis, die Ironie, im subtilen englischen wie im absurden österreichischen Sinne eines Ernst Jandl. Egon spielte in dem ihm eigenen Sprachspiel gleichsam stets über „die Bande“. In einem Kontext wie Berlin etwa, in dem das direkte Spiel geradezu zur lokalen Identität stilisiert wird, wurde sein Verzicht auf eine Apodiktik, die ohne „wenn und aber“ auskommt, gelegentlich auch missgedeutet. Auch wenn eine Anpassung an den lokalen Jargon für ihn zweifellos manches leichter gemacht hätte, er blieb sich treu.

Wenn Georgescu-Roegens Diagnose zutrifft, wonach die Ökonomen die opportunistischste aller Wissenschaften betreiben, dann war Egon sicherlich einer ihrer untypischsten Vertreter. Dies gilt gleichermaßen für sein Sprachspiel, seine Vorstellung und leidenschaftliche Praxis einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft wie auch für sein Verhältnis zur Sozialdemokratie, die er für ihre Resignation und ihren Opportunismus scharf kritisierte, doch stets aus der Überzeugung heraus, dass sie reformierbar und nicht obsolet ist. „Man muss sich auch hier Sisyphos als Optimisten vorstellen“, schreibt er dazu in seinem Buch „Die monopolare Weltordnung“. Doch bei all der Enttäuschung, vielleicht auch Wut über die Preisgabe der „res publica“, war er in keinsten Weise verbittert. Er blieb bis zu seinem jähen Abschied der warme, emphatische, gelegentlich schelmische, zutiefst humanistische und lebenswerte Mensch.

*Gernot Grabher,
Bonn*